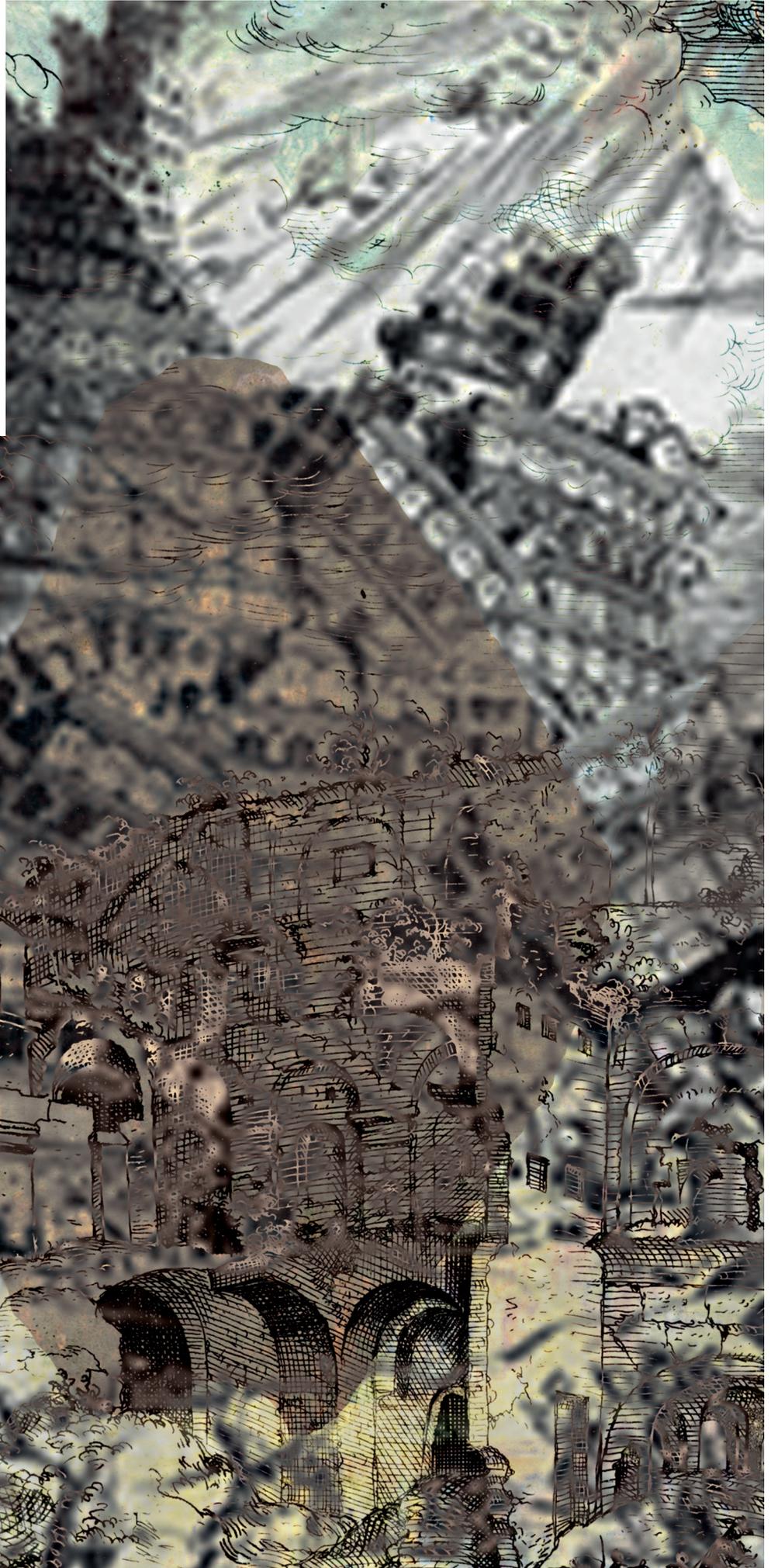




mosaik

Zeitschrift für Literatur und Kultur



BABEL

Ausgabe 19 – Sommer 2016

mosaik - Verein zur Förderung neuer Literatur und Kultur
(ZVR: 036974145)

Herausgeber: Josef Kirchner, Sarah Oswald
Layout/Satz/Grafik/Illustration: Sarah Oswald
Korrektur: Marko Dinic, Manuel Riemelmoser

mosaikzeitschrift.at
schreib@mosaikzeitschrift.at
fb.com/mosaik.zeitschrift
issuu.com/mosaik.zeitschrift

Auflage: 1000 Stück
Erscheinungsweise: 4 Ausgaben/Jahr
Erscheinungsort: Salzburg
ISSN 2409-0220

Ermöglicht wird dieses Projekt durch die unentgeltete Mitarbeit aller Beteiligten – die anfallenden Druckkosten werden von verschiedenen Stellen der ÖH Salzburg, von den Kulturabteilungen von Stadt und Land Salzburg sowie vom Bundeskanzleramt getragen.

mosaik – Zeitschrift für Literatur und Kultur ist Teil des Kunstkollektivs Bureau du Grand Mot.
bureaudugrandmot.wordpress.com

Hier geht es zur digitalen Version:



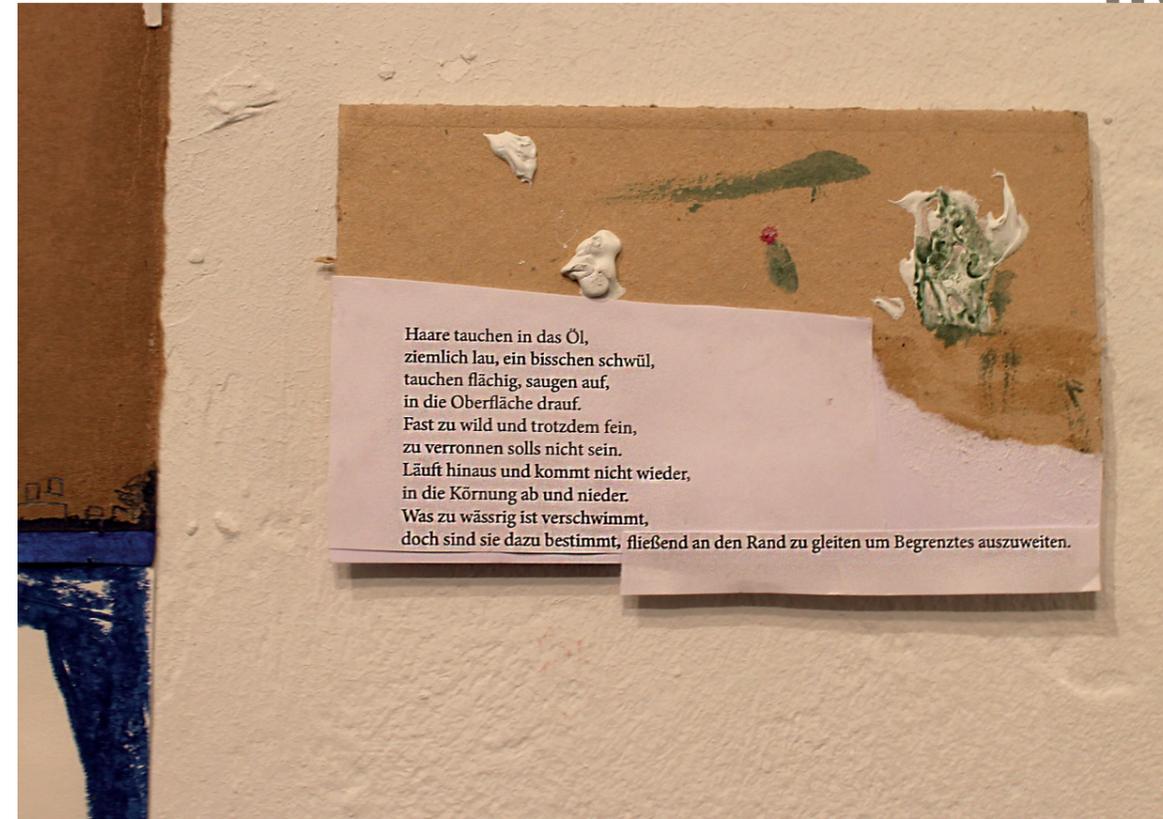
EINSENDESCHLUSS AUSGABE 21: 25.09.2016

mosaik ist eine Zeitschrift für Literatur und Kultur und versteht sich als nicht-profitorientiertes Medium zur Veröffentlichung literarischer und nicht-literarischer Texte aller Art. Neben literarischen Texten sind ausdrücklich auch nichtliterarische Textsorten wie Essays, Kommentare oder Forschungsberichte und auch Rezensionen, Interviews sowie Veranstaltungsberichte erwünscht.

Du willst ein Steinchen des mosaik werden?
schreib@mosaikzeitschrift.at
Weitere Einsendeschlüsse und Projekte findest du auf
mosaikzeitschrift.at

Formale Anforderungen:

- maximal 1500 Wörter
- maximal ein Text pro Autor/Autorin
- Anonyme Veröffentlichungen sind möglich, der Autor/die Autorin muss uns jedoch bekannt sein
- Einsendungen sind jederzeit möglich - die Texte werden für die jeweils nächste Ausgabe berücksichtigt



Haare tauchen in das Öl,
ziemlich lau, ein bisschen schwül,
tauchen flächig, saugen auf,
in die Oberfläche drauf.
Fast zu wild und trotzdem fein,
zu verronnen solls nicht sein.
Läuft hinaus und kommt nicht wieder,
in die Körnung ab und nieder.
Was zu wässrig ist verschwimmt,
doch sind sie dazu bestimmt, fließend an den Rand zu gleiten um Begrenztes auszuweiten.

Alina Özyurt

INTRO 4

DÄMMERN 5

Matthias Engels, Miku Sophie Kühmel,
Camena Fitz

BÜHNE 10

Andreas Hutt, Steffen Roye

WECHSELWETTER 15

Safak Saricicek, Giuliano Spagnolo, Axel
Görlach, Marina Büttner, Claudia Kohlus,
Pascal Andernacht, Philipp Böhm

BABEL 21

Ghayat Almadhoun, Can Ciupureanu,
Emanuele Pon, Marco Dinic, Tobias Roth,
Federico Ghillino, Alessandro Mantovani

KULTURSZENE 35

Peter.W., StudentINNENfutter:
Alke Stachler, Andreas Reichelsdorfer,
Mercedes Spannagel, Esther Nowy,
Kulturkeule XX: Gerd Sulzenbacher &
Matthias Vieider,
Marko Dinic, The Android Collective,
Interlab, das mosaik-G'schäft

KREATIVRAUM 48

Alke Stachler

“I cry Babel! Babel! Look at me now Then the walls of my town, they come crumbling down” - Mumfort & Sons – Babel

Mumfort & Sons lassen mit dem Ausruf „Babel“ die Mauern ihrer Stadt einstürzen und öffnen ihren Weitblick über die Grenzen des Bekannten hinaus. In diesem Sinne hebt *BABEL* nicht die Errichtung von Türmen sondern die Dekonstruktion von Grenzen hervor.

Babelmosaik 5

Ob das Mosaik nun ein kleiner, in das Ohr eingeführter, Fisch¹ oder eine neutrales Raumschiff als Verhandlungsplattform im Jahr 2257² darstellt, sei dahingestellt. Das Verbindende über die Grenzen der Sprache und der Kultur hinweg möchten wir mit diesem Schwerpunkt stärker hervorheben und haben zu diesem Zweck nicht nur Texte spannender junger Autor_inn_en aus mehreren Sprachen in das Deutsche überführt, sondern spielten auch in die andere Richtung den „Fährmann“ und ließen Texte aus dem Deutschen in das Italienische übersetzen.

Unterhaltungstrip

Im Gegensatz dazu beschäftigen sich mehrere Texte dieser Ausgabe mit Kommunikationsproblemen oder –eigenheiten. Gleich zu Beginn entführt uns Matthias Engels (S. 5) auf einen Un-

terhaltungstrip zwischen Patient und Zahnarzt. Claudia Kohlus „sah Kätzchen blühen“ (S. 17), während Safak Saricicek uns zurückführt zu „zerbombten Städten unweit / euphrat und tigris“ (S. 15) – ein Thema, das der aus Palästina nach Schweden geflüchtete Ghayat Almadhoun auf seine ganz eigene Weise darzulegen versteht. (S. 21)

Mauern einreißen

Wenn Gerd Sulzenbacher und Matthias Vieider in ihrer sechsständigen Literaturperformance, die vor kurzem bei der KulturKeule zu sehen war, feststellen „i kim noch sigmundscroni / weil du bist in sigmundscroni“ (S. 40), dann merkt man, dass Verständnissgrenzen oft näher sind als man meinen könnte. Neue Formen der Kommunikation und der Darstellung suchen auch die Projekte *The Android Collective* (S. 44) und *Interlab* (S. 46).

Und so lasst uns gemeinsam *BABEL* rufen und die engen Mauern unseres bekannten Raumes einreißen und gemeinsam an der Förderung junger Literatur arbeiten.

uer mosaik

¹ Babelfisch aus *Per Anhalter durch die Galaxis*
² So dargestellt in der Serie *Babylon 5*

DER ZAHNARZT SAGT

Mein Zahnarzt sagt, ich sei ein Hase. Er sehe das in meinen Akten. Dabei bin ich ein 4-6. Er bietet mir gegen meine Schmerzen Blüten an, bei denen ich ein Rinnsal im Grünen assoziiere. Ich denke Sauerampfer. Hasen seien weiterhin auch gewesen: Beethoven, Kleist und Lenin. Chopin nicht, denn dieser sei bekanntlich Pferd gewesen und außerdem Pole. Pferd heiße auf Polnisch Ko und Sauerampfer wachse gar nicht zwingend am Wasser. Er selbst, sagt mein Zahnarzt, sei Büffel, was gut sei, denn Rinder seien gegen das Gift des Sauerampfers sehr widerstandsfähig, während Schafe sich bei übermäßigem Genuss davon gerne einmal eine Vergiftung holten. Schaf heiße auf Polnisch Owca. Ob ich vegetarisch lebe, fragt er und ich deute mit dem Instrument im Rachen ein Nicken an. Er sehe das an meinen Backenzähnen, sagt er, und auch, dass ich nie Klavier gespielt habe, was stimmt. Ich darf spülen und frage ihn, ob er auch erkenne, dass ich als Kind schmachlich an der Blockflöte gescheitert sei. Er lächelt und schweigt.

Von außen klopft ein Schmetterling sachte an die Scheibe des Fensters. Er habe eine polnische Putzfrau, sagt mein Zahnarzt. Sie beide seien schon 30 Jahre zusammen und Schmetterling heiße auf Finnisch Perhonen. Sibelius sei ja Finne gewesen und bekanntlich ebenfalls Vegetarier und noch dazu Ratte. Ich nicke. Die helle Lampe blendet und der Schmerz schnürt die Wanderstiefel und macht sich auf nach weit hinten in den Kopf. Ich frage mich still, was wohl Ratte auf Polnisch heißt. Mein Zahnarzt sagt, er sei Tiger und im Grunde selbst derjenige, der Hilfe benötige. Er sei einfach

zu gut für diese Welt. Von Natur aus ein begabter Unterhalter, sei er schon in der Schule, später dann an der Uni, geradezu ein Star gewesen. Als begabter Stimmenimitator habe er früh Erfolge gefeiert. Seine Spezialität seien Buster Keaton, Albrecht Dürer und der alte Goethe gewesen. Auf das zweifelnde Hochziehen einer Augenbraue meinerseits reagiert er mit verständnislosem Blick und fährt fort. Hervorragend sei es um seine Kernkompetenzen bestellt gewesen – keiner habe so weit spucken können. Er nimmt ein Skalpell vom Tischchen. Ich denke: Aufschneider und mein Nacken schmerzt. Aber er wolle nun nicht länger von sich sprechen, sondern zurückkehren zu mir und meinen Problemen. Ich öffne bereitwillig den Mund weit und warte, doch mein Zahnarzt legt die Hände in den Schoß. Er meine zum Beispiel meine Unfähigkeit, mein Glück zu genießen. Er habe bereits eine ansehnliche Zahl ähnlicher Fälle gehabt. Genau genommen sei dieses Problem sogar das Häufigste, mit dem er konfrontiert sei und mittlerweile dürfe er sich wohl als Experten bezeichnen. In der letzten Zeit sei praktisch jeder, der ihn aufsuchte, davon betroffen gewesen. Kurz vergesse ich, dass meine Kiefer sich von der Betäubung, die er mir noch vor der Begrüßung verpasst hatte, in etwas Flauschiges verwandelt hatten und gebe etwas von mir, das nach einer ausgestorbenen konsonantenfreien Sprache klingt und das er als Aufforderung nimmt, fortzufahren. Es sei doch ganz augenscheinlich. Keiner der von ihm untersuchten Fälle sei in der Lage gewesen, sein Glück einfach einmal freudig anzunehmen. Das äußere sich doch schon darin, dass in einer heftigen Ab-

wehrreaktion kein einziger von ihnen je wieder zur Behandlung erschienen sei.

Tatsächlich schlägt mein Schmerz urplötzlich eine andere Richtung ein und wird im Weggehen immer kleiner. Die Betäubung erreicht ihre volle Ausprägung und im Wartezimmer höre ich fröhliche Menschen miteinander polnisch sprechen. Auf meinem Heimweg summe ich vor mich hin und überlasse den Zettel mit meinem Folgetermin dem Wind. Ich denke: Perhonen und lächele.

Matthias Engels

Mittagstisch. Ein Wort, das zu deftig aussieht auf der Tafel vor dem kleinen japanischen Laden. Mittagstisch klingt nach Schnitzel, oder mindestens Gulaschsuppe. Aber es gibt: ein Stück Lachs, rote Bohnen und ein Häuflein Algen. Das ist nicht weiter schlimm, ich habe sowieso wenig Hunger und bin gerade erst aufgestanden und das hier ist eines dieser Treffen, zu denen man sich den Bauch lieber nicht zu voll schlägt. Greta hat immer noch strahlend weiße Zähne und schnittlauchdünne, braune Haare. Wenn wir uns früher gesehen haben, fing sie schon bei meinem Anblick von weitem an, sich Strähnen aus der Stirn zu streichen und hörte damit nicht mehr auf, bis wir uns verabschiedeten. Jetzt hängen sie ihr halb über die Augen, als wir uns kurz über den winzigen Holztisch hinweg drücken. Ich stoße mich an der Tischkante dabei, aber sage nichts. Ihr Pullover ist vom waschen steif und im

sitzen verschwindet sie ein wenig darin. Ich sehe heute besser aus als sie. Auf die Frage, wie es mir geht, kann ich vor Verduzttheit deshalb nicht gleich antworten.

Dabei liegt es an mir, dass wir jetzt hier sitzen. Ich wollte sie sehen, weil es an der Zeit war. Weil ich eines Morgens aufgewacht war und festgestellt hatte, dass ich ihr eine Nachricht schreiben konnte und dabei endlich nicht mehr das Gefühl hatte, in eine Schlacht zu ziehen. Die Antwort war ungewöhnlich schnell gekommen und einen Tag später sitzen wir hier. Es ist die letzte Woche vom Winter, Gretas Sommersprossen kann nur sehen, wer weiß, dass sie da sind. Auch sonst gibt es wenig abzulesen. Dabei möchte ich eigentlich nur mehr über sie erfahren, mein eigenes Leben nachzuerzählen langweilt mich eher, ich kenne es schon. Bei Greta habe ich vor einer ganzen Weile den Faden verloren, und würde zu

gern wissen, was alles passiert ist. Ich antworte deswegen knapp, wenn auch mit ausreichend Ruhe, es sei alles gut, danke der Nachfrage und bei Dir?

Es ist Schluss.

Kein Seufzen, keinerlei Mimik, sie hat diesen einen Satz noch ausgesprochen, bevor der Kellner die kleinen Tellerchen und Schälchen und Stäbchen vor uns abgelegt hat.

Guten Appetit.

Mehr fällt mir gerade nicht ein, aber ich bin mir sicher, all die Fragen in meinem Gesicht kann sie sehen. Sie steckt sich eine Portion Algen in den Mund und beginnt dann wirklich zu erzählen. Von ihr, von ihm. Mir wird schlagartig klar, dass sie gar nicht wie üblich in der ersten Minute unseres Treffens angefangen hat, von ihm zu sprechen. Und ich weiß dazu auch gleich noch, wieso.

Das letzte Mal habe ich Greta bei ihrem Umzug gesehen, vor etwa einem Jahr. Eine gemeinsame Wohnung, so weit waren wir nie gekommen. Sobald ich die letzte Bücherkiste abgestellt hatte, überkam mich das Gefühl, ich hätte in diesen vier Wänden nicht das Geringste zu suchen, weshalb ich nicht wieder kam. Und einen ähnlichen Grund hatte es wohl, warum Greta meine Einladungen in den Wind schlug, egal wozu und wohin. Auch mit ihm gemeinsam war da nichts zu machen. Am Anfang tat das weh, denn Greta ist klug und witzig und ich glaubte, sie dächte das auch von mir. Doch irgendwann hatte ich Geburtstag und lud sie nicht ein. Und es kamen weiterhin Leute und ich dachte, sie und er, vielleicht genügen sie sich und sie ist glücklich. Und das war sie. Ihre Augen sind weit geöffnet und ganz hell, als sie mir das bestätigt. Gern wüsste ich jetzt den Wendepunkt, der das Happy End offensichtlich verhindert hat. Ich traue mich nicht zu fragen. Ich muss sie aufessen lassen. Die Portionen sind gottseidank klein. Ich darf nicht zu

gespannt aussehen, dies ist kein Kinofilm, jedenfalls soll Greta das nicht denken. Aber ehrlich gesagt: das dicke Ende kommt nicht. Vielleicht soll ich es nicht genau wissen, vielleicht ist es ihr unangenehm. Die Gründe sind irgendetwas mit geben-können und nicht-geben-können und alles klingt sehr diffus. Ihr trauriges Lächeln tut mir weh. Ich gieße ihr Tee nach. Der Lachs zerschmilzt perfekt auf meiner Zunge in weiches Gefühl. Die beiden haben aufgegeben. Und auch zwischen Greta und mir sind deshalb alle Spiele beendet. Die Luft zwischen uns ist klar und ruhig, riecht eben nur ein bisschen fischig. Das letzte Mal saßen wir hier, als wir uns gerade getrennt hatten. Da war ich es, der in seinem Pullover verschwand und sie bestellte das Essen und ich verschwand danach im Schatten und sie ging aufrecht das sonnige Ende der Straße hinauf. In den zwei Jahren dazwischen haben wir uns wenig gesehen, ein paar umständlich verabredete Treffen gab es und die waren anders. Wie auf einem Schachbrett wägen wir ab, wovon wir erzählten, was wir durchblicken ließen und waren mehr und mehr darum bemüht, als der deutlich Glücklichere, Erfolgreichere, der Überlegenere aus der Partie heraus zu gehen. Jetzt nicht mehr. Und trotz aller Umstände für sie, fühlt sich das ehrlich gesagt besser an. Jetzt will ich Greta in den Arm nehmen oder meine Hand auf ihre legen. Sie würde das natürlich nicht mehr wollen, aber ihre Augen sind so rot, dass ich irgendetwas machen muss, deswegen stehe ich auf und gehe zahlen. Als ich mich umdrehe sitzt sie unbewegt da, starrt raus in die grellgraue Straße. Der Teebecher in ihrer Hand liegt so locker, als ob er in jeder Sekunde zu Boden fallen und laut klirrend zerbrechen könnte.

„Wir hatten zwei Mal den Mittagstisch, bitte.“

Miku Sophie Kühmel

FISCHI DI CARTA

Presentazione della rivista/Vorstellung der Zeitschrift

Fischi di Carta è una rivista mensile di poesia gratuita, indipendente ed autoprodotta. La rivista nasce dall'idea di cinque studenti universitari genovesi. Conosciutisi nell'ateneo di Genova, decidono di unire le forze per dar vita ad un prodotto semplice e gratuito. L'obiettivo è, fin da subito, quello di sostenere la letteratura ma, in particolar modo, la poesia.

info@fischidicarta.it

www.fischidicarta.it

Facebook: Fischi di carta

Twitter: @fischidicarta

24

PROPOSITO

Capire sentire toccare
ogni giro di luna e di ore
come un ultimo fuoco, ma fatuo,
e scrollarsi di dosso la pelle
morta di rimpianti rimorsi, ronzi
anche oggi e domani presenti,
cicatrici da leggere al contrario,
e lì tradurre il ritmo dei giorni
nel mio nel tuo nel nostro
respiro, come odorando
un'ottima annata in attesa
di continuare la vendemmia
del tempo che ci è dato, tutto,
e lo prendiamo, lo manipoliamo
a nutrire il nostro cuore
di radici e germogli, lasciando

Fischi di Carta ist ein Literaturmagazin aus Genua, welches monatlich erscheint, unabhängig und gratis ist und in Eigenproduktion entsteht. Das Magazin wurde von 5 Studenten aus Genua gegründet, die sich an der Uni kennengelernt und dort beschlossen haben, ihre Kräfte zu bündeln, um ein einfaches und kostenloses Heft zu erschaffen. Das Ziel war von Anfang an Literatur im Allgemeinen, und Poesie im Besonderen, zu fördern.

ABSICHT

Verstehen, hören, berühren
jede Mondphase und alle Stunden
wie ein letztes Feuer, aber flach,
und sich die Haut abschütteln,
tot von Bedauern, Reue, Brummen,
auch heute und morgen präsent,
Narben, die man verkehrtherum liest,
und dort den Rhythmus der Tage übersetzen
in meinem, in deinem, in unserem
Atem, so wie man einen
ausgezeichneten Jahrgang,
die Weinlese erwartend, riecht,
der Zeit, die uns gegeben ist, alles,
und wir nehmen es, wir verfälschen es,
um unser Herz zu nähren,
mit Wurzeln und Trieben, und lassen

fuori ogni anima di riserva
che non viva d'amore e di rabbia,
che da rabbia e amore sempre
tragga soffi, spinte, qualche idea:
idee nuove o vecchie purché siano,
e tentare di credere al gorgo
loro, o cedervi e molli lasciarsi
cadere nei nostri progetti, e fare
– fare senza paura di stare fermi;
scrivere e leggere fiumi accesi
di parole lettere versi, cercare
là il motivo dei nostri momenti
fatti di capoversi o discorsi diretti,
trasformare in incipit ogni istante
senza paura di dover continuare;
e improvvisare ancora musiche
di tonalità dimenticate, dicono
il passato, lo tengono vivo nello spartito:
leggere ogni mattina gli accordi
sognati di notte, portarli alla voce
e soffiare piano, mentre ci ascoltiamo,
e ogni sera addormentarsi ancora cullati
da melodie familiari, e infine
trovare melodie familiari nuove,
nascoste in ciò che il mondo
non sembra poterci più offrire.

Emanuele Pon

jede Ersatzseele, die nicht von Liebe
und von Wut lebt, draußen,
denn von Wut und Liebe entnimmt man immer
einen Atemzug, einen Drang, eine Idee:
neue Ideen oder alte, welche auch immer es seien,
und versuchen an ihren Strudel zu glauben, oder
ihm nachgeben und sich sacht fallen lassen
in unsere Pläne, und tun
- tun ohne Angst vorm Stehenbleiben;
schreiben und lesen, brennende Flüsse
von Wörtern, Briefen, Versen, dort den Grund
für unsere Augenblicke suchen, gemacht aus
Absätzen oder direkten Reden,
jeden Augenblick in einen Anfang umwandeln
ohne Angst davor, weitermachen zu müssen;
und weiter, Lieder von vergessener Tonalität
improvisieren, man sagt die Vergangenheit, die
haltet sich am Notenblatt am Leben:
jeden Morgen die Akkorde lesen, die man nachts
geträumt hat, sie zu Stimme machen
und leise hauchen, während wir uns zuhören,
und jeden Abend einschlafen, noch von bekannten
Melodien gewiegt, und schließlich,
neue bekannte Melodien finden,
dort versteckt, wo es scheint, dass uns die Welt
nichts mehr anzubieten hat.

Übersetzung von Vedrana Govorcin

25

LYRIKIEZ

Kritiken zur deutschsprachigen Lyrik

1: ALEXANDRU BULUCZ – AUS SEIN AUF UNS

Am Anfang war bekanntlich das Wort. Ob es nun ein leise in eine trostlose Landschaft geflüstertes oder aus vollem Bauch ins Kissen geschrienes ist, es gleicht im besten Falle jener beschwörenden Kraft, aus der wahrhaftige Literatur gezimmert werden kann. Dass Wahrhaftiges an Alexandru Bulucz Lyrik haftet, wird schon nach den ersten Seiten der Lektüre seines Debütbands *Aus sein auf uns* ersichtlich. Es sind sorgfältig gewebte Bilder eines nicht immer präsenten, jedoch sehr aufmerksamen Ich, eines Bruchstückesammlers, der uns LeserInnen in eine Welt einladen möchte, die befremdlich erscheinen mag, von Mal zu Mal archaisch, sanft und zugleich von grobem Handwerk gekennzeichnet. Es sind „hungrige Bilder“, Bilder einer versteckten Sehnsucht, die auf ihrer Sprachsuche auch das leise, folkloristische Pathos nicht scheuen:

„[...] Du fragtest nie nach transsilvanischen
Äpfeln,
warum sie in der kühlen Erde lagern,
nicht nach Pilzen,
die Majka anbriet und salzte, [...]“
(*Stumme Geschichte*)

Solche Passagen sind vielleicht auch einer der Gründe, wieso Kristoffer Patrick Cornils in seinem Nachwort zu diesem Band Bulucz Gedichte als „zu *oldschool* für meinen Geschmack“ bezeichnet. Dem Kritiker Cornils nach fehle es dem Band an zeitgenössischer Medien- und Erfahrungswelt, „[e]s fehlte mir, einfacher gesagt, an einer Hal-

tung.“ Womit Cornils seine Probleme zu haben scheint, ist vielleicht weniger der Abwesenheit einer wohlbekannten, aus Internet, Beton und Coolness gezimmerten Außenwelt geschuldet, als vielmehr dem Unvermögen vieler Zeitgenossen, sich in diese kargen, vom Faschismus und Kommunismus zerfressenen Landschaften eines Ostens hineinzusetzen. Was *oldschool* anmutet, ist in meinen Augen ein Anker, eine klare programmatische Entscheidung. Also verwundert es nicht, wenn zwischen diesen und jenen Zeilen Celan kurz den Kortex kratzt oder sich Emil Cioran und sein Demiurg von irgendwoher melden:

„Grandola. Mutter, du bist
noch ein kleines
brennendes i. Girandola
nach Mitternacht. Mutter, du
schläfst. Träume vom Rot
am Revers, im Knopfloch, im Gewehr-
lauf, in der Vase, in der Blüte
der Nelke, von der Luft,
der langangehaltenen, mit der
ich damals die Luftballons
aufblies. Insofern
ist keine Revolution
unwiederholbar.“ (Korrektur gelesen)

Solche Gedichte zeugen nicht nur von einer uns kaum bekannten Welt, sondern auch von den Einflüssen, die Bulucz fast taschenspielerhaft offenlegt und wieder verschwinden lässt. Eine

Sehnsucht schwingt hier mit, der man fast das Adjektiv „bukowinisch“ anhängen möchte:

„Ausgenüchert und
glasig, alles glasig und direkt der
Blickkontakt und indirekt die
Gesichter und eng um den Kopf
wie der Rundtanz der Bienen
ums eigene Volk, nur feindlicher, die
Zirbeldrüse, die verschweinernde
Nase, Krachts Steckdosenmenschen
weithin wie Russenmützen ohne Parteibuch
und Familienwappen, ihre Ohrklappen
nutzlos gegen Geräusche und
liturgischen Schüttelfrost. [...]“
(*Morbus Korsakow*)

Und dennoch, neben all der Sympathie für diese kleinen, in sich geschlossenen Welten, darf nicht unerwähnt bleiben, dass sich manches vor solch einer Bilderflut erschöpft. Man hat zuweilen beim Lesen das Gefühl, als wäre der Hunger

zu groß gewesen. Mitunter wirkt die Sprache in Gedichten wie *Der Text*, von *Beruf Traktor* und *Heuwender bemüht* und die Bilder in Gedichten wie *Der Clown unter den Mystikern* abgegriffen und schal. Hier wäre ein einschlägigeres Lektorat wünschenswert. Streichungen und Straffungen hätten einigen Gedichten sicherlich gut getan.

Nichtsdestotrotz überwiegt die Freude an so viel Balkan, Bukowina und *oldschool*. In Serbien gibt es ein fast zynisches Sprichwort: Egal wie arm die Serben waren, die Rumänen waren noch ärmer (im materiellen Sinne). Als Kind war ich immer traurig gewesen, diese Sätze zu hören. Doch meine Vorstellung über die zerstörerische Kraft des rumänischen Kommunismus und das größere Leid auf der anderen Seite der Donau reichte nicht aus. Ich konnte mir keine Bild von dieser Not machen. Durch Alexandru Bulucz und seine Gedichte habe ich endlich diese Bilder gefunden:

„[...] Für die Stunden des Schlangestehens im
schwitzenden Nacken der
Volkswirtschaft eine Nase
voll überschäumender Milch aus dem
Herdtopf, die
einsame Flamme vom Öl der
Orangenschalen genährt
und zum Knistern gebracht die frittierten
Kartoffelschalen (rumänische Chips) zum vierten
Geburtstag eine Tracht Prügel von der
Mutter für eine
vor ihrer Zeit geöffnete Limonade. Der Vater,
zurück aus
Jugoslawien. Der Krieg, der dem
Schwarzarbeiter den
Laufpass gegeben hatte, stimmte die weißen
Kunststoffsaiten. [...]“



Alexandru Bulucz: *Aussein auf uns*. Lyrikedition 2000, 64 S., € 9,50

KREATIVRAUM

ALKE STACHLER

Um schreiben zu können, brauche ich Ruhe. Deshalb ist mir ein Platz, den ich nach meinen Vorlieben einrichten kann, wichtig. In einem Café könnte ich zum Beispiel nie schreiben, da fühle ich mich zu ausgesetzt. An meinem Schreibtisch kann ich alles so unordentlich lassen, wie ich es brauche und habe die wichtigsten Bücher griffbereit.

Ein Schreibtisch am Fenster war immer mein Traum. Gut, dass ich mir den in der neuen Wohnung verwirklichen konnte. Mittlerweile schreibe ich fast nur noch hier. Notizen mache ich überall, aber um intensiv schreiben zu können brauche ich ein paar Stunden freier Zeit. Manchmal funktioniert es auch schon bei einer Viertelstunde, dafür geht oft an Tagen, an denen ich sehr viel Zeit habe, nichts voran.

Natürlich bin ich zuhause immer wieder abgelenkt, aber das wäre ich überall. Wenn ich mal

in einen Text eingestiegen bin, dann bleibe ich meist auch dran, solange es nötig ist. Wirklich fertig sind Texte sowieso nie, aber einen Schreibprozess vorerst abschließen zu können, ist ein gutes Gefühl.

Geboren in Rumänien ist Alke nach dem Studium in Augsburg hängengeblieben. Mit Blick auf die prunkvolle Maximilianstraße verfasst sie experimentelle und tiefgehende Lyrik (S. 34). Vor Kurzem ist ihr erster Lyrikband in der *edition mosaik* erschienen.



Kreativraum ist eine Reihe mit Fokus auf die Orte, an denen Kunst geschaffen wird – und die Personen, die ebendiese Räume nutzen.

